

# Was uns die Hacker lehren sollten

**Barnaby Skinner** gewinnt der neuerlichen weltweiten Cyberattacke durch das sogenannte Petya-Virus durchaus Positives ab

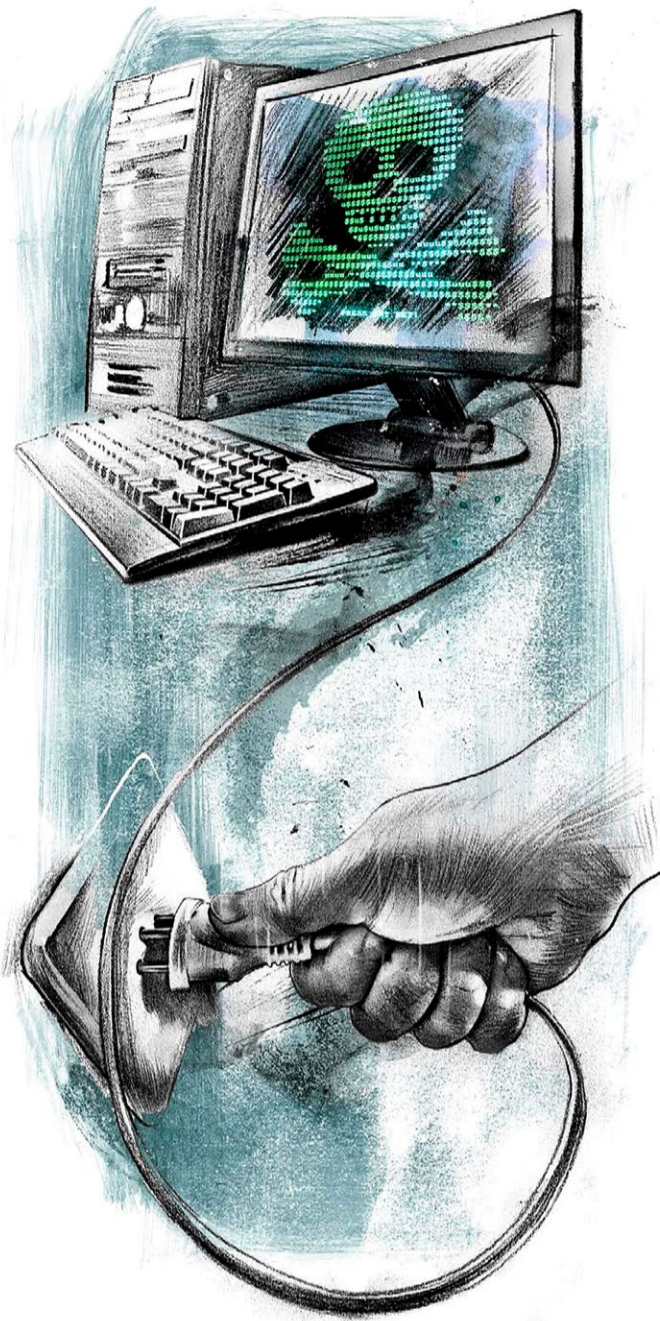
Was haben Pharmariesen und Internet-Sicherheitsfirmen gemeinsam? Beiden wird unterstellt, bei der Nachfrage nach ihren Produkten gelegentlich nachzuhelfen. Pharmafirmen etwa, indem sie Schüchternheit als Krankheit hochstilisieren, um dann Antidepressiva zu entwickeln, die ebendiese Schüchternheit behandeln; Cyber-Security-Firmen, indem sie auf Schlupflöcher in Computersystemen hinweisen, um kurze Zeit später die passende Schutz-Software aus dem Hut zu zaubern.

Die Botschaft der Cyber-Securityfirmen ist dabei immer dieselbe: Das schwächste Glied in der Kette ist der Mensch. Nur weil er unvorsichtig im Netz surft und verseuchte E-Mail-Links anklickt, können sich Viren ausbreiten.

Beim aktuellsten Cyber-Angriff namens Petya war alles ein wenig anders. Das Virus verbreitete sich nicht im offenen Internet, sondern in geschlossenen Firmennetzwerken. Betroffen waren etwa der Hauptcomputer des Atomkraftwerks in Tschernobyl, eine Schokoladenfabrik auf der anderen Seite der Welt in Tasmanien oder das grösste Schifffahrtsunternehmen der Welt, die dänische Firma Maersk. Auch die Schweiz zählte Opfer. Hier zwang das Virus die Vermarktungsfirma Admeira in die Knie.

Petya war aber vor allem ein Angriff auf die IT-Sicherheitsbranche. Für einmal waren nicht unvorsichtige Menschen schuld. Ausgebreitet hat sich der Schädling nämlich nur, weil die Unternehmer genau das getan hatten, was ihnen Sicherheitsexperten eintrichtern: Software immer schön aktuell halten. Am besten automatisiert.

Die Hacker tarnten ihr Virus als Update einer vermeintlich harmlosen Steuerberechnungs-Software der ukrainischen Firma MeDoc. Alle Unternehmen, die mit dieser Software arbeiten oder mit Firmen zu tun haben, die sie einsetzen, wurden vom Virus befallen. Wenn ein interner IT-Experte nicht schnell genug den Stecker zog, war es um die Firmendaten geschehen. Das Virus schlich sich nach dem



**Barnaby Skinner,**  
Datenjournalist

Update in die Dokumentenablage der Geschäftscomputer und zerstörte alles.

Wer hinter dem Angriff steckt, ist unbekannt. Selbst die Motivation ist unklar. Geld spielte offenbar keine Rolle. War die Attacke ein kriegerischer Akt? Sicherheitsexperten zeigen mit dem Finger

**«Wenn ein interner IT-Experte nicht schnell genug den Stecker zog, war es um die Daten geschehen»**

auf Russland, weil viele ukrainische Firmen betroffen waren. Doch eigentlich ist nur eines gesichert: Der Angriff hatte nur das Ziel, maximale Zerstörung anzurichten.

Vielleicht war der Angriff als Schlag gegen die Cyber-Sicherheitsbranche gedacht. Sie hat den grössten Imageschaden erlitten. Privatnutzer sollten fortan automatische Update-Funktionen auf Handys oder Computer meiden. Und Unternehmen sollten einsehen, dass es sich nur bedingt lohnt, sich auf die Sicherheitsversprechen externer Partnern zu verlassen. Interne IT-Experten sind die beste Garantie dafür, die eigene digitale Infrastruktur vor Angriffen zu schützen.

Somit hat der Petya-Angriff auch gute Seiten. Zumindest für alle jene, die befürchten, dass uns Maschinen bald alle Jobs wegnehmen. Wenn Firmen wie die Schokoladenfabrik in Tasmanien oder Admeira in der Schweiz mehr Ressourcen in eigenes IT-Personal stecken, statt ausschliesslich auf die günstigen Systeme externer Firmen zu vertrauen, schlagen sie zwei Fliegen auf einen Streich: Sie sind besser gegen Cyber-Angriffe gewappnet – und sie schaffen Jobs für die Zukunft.

Illustration: Kornel Stadler

## Medienmacher

### Das Schweizer Fernsehen und die Falschspieler

**Ist es der grösste anzunehmende Unfall für das Schweizer Fernsehen?** Die Champions League wechselt ins Bezahlfernsehen, SRF hat das Nachsehen. Damit sind ab der Saison 2018/19 die Zeiten wohl vorbei, wo die Könige der Fussballkönige im öffentlich-rechtlichen Fernsehen live verfolgt werden konnten. Der Swisscom-Sender Teleclub hat sich die Übertragungsrechte für die Liga für die kommenden drei Jahre geschnappt. Der Schweizer Gebührenzahler erhält künftig auf SRF zwar noch ein paar Trostspielchen vorgesetzt. Wer jede Partie von Europas wichtigstem Clubwettbewerb anschauen will, muss ins Nischenfernsehen wechseln und ein Abo bei Teleclub lösen, das pro Monat mehr als 40 Franken kostet. Der Grund: Die SRG, das Mutterhaus des Schweizer Fernsehens, hat den Kampf um die Fernsehrechte verloren. Und das ist gut so, aus zwei Gründen.

**«Mit Sportjournalismus hat das nicht mehr viel zu tun»**

**Erstens lassen sich die aufgeblähten Rechten für einen Gebührensender wie das Schweizer Fernsehen nicht mehr rechtfertigen.** Der Betrag für die Rechte hat sich für ausländische TV-Stationen innerhalb dreier Jahre vervierfacht. Die SRG zahlt allein für alle Übertragungsrechte im Sport jedes Jahr über 50 Millionen Franken. Wie viel davon für Fussball aufgeworfen wird, ist nicht bekannt. Auch wenn der Fussball immer Traumquoten bringt und die SRG aus diesem Grund Jahr um Jahr einen grossen Anteil des Sportbudgets in den Fussball steckt – das Geld kommt nicht zurück. Sport am Fernsehen ist hierzulande nicht refinanzierbar.

**Zweitens ist aus der simplen Übertragung von Spielen ein Fertigprodukt des Fussballverbands Uefa geworden,** das vor allem den Regeln der Kommerzialisierung folgt. Mit

Sportjournalismus hat das nicht mehr viel zu tun. Der Verband manipulierte beispielsweise an der vorletzten Europameisterschaft das Live-Signal für alle Sender mehrmals, indem er vorher aufgenommene Szenen dazwischenmischte. Auch am letzten grossen Turnier 2016 legte die Uefa ein Millionenpublikum am TV herein und blendete Bilder von schweren Ausschreitungen beim Spiel zwischen England und Russland bewusst ganz aus. Bei der Uefa sind Falschspieler am Werk.

**Service public bedeutet für SRF, die Schweizer Wirklichkeit darzustellen.** Das grosse Trauma rund um den europäischen Spitzenfussball und seine Diven hat damit nichts mehr zu tun.

**Simon Bärtschi,**  
Mitglied der Chefredaktion

medienmacher@sonntagszeitung.ch

## Rau

### Wie ich schreibe



**Ich schreibe diese kleine zweiwöchentliche Kolumne** seit über drei Jahren. Die 50. Ausgabe ist durch, und in einem Jahr werde ich mich so langsam der 100 nähern. Vielleicht ist es bald an der Zeit, den Stab weiterzugeben. Denn wenn ein Kolumnist übers Kolumnenschreiben zu schreiben beginnt, dann ist das meistens ein klares Signal für eine Pause.

**Aber wie dem auch sei: Ich finde wenig so interessant,** wie von den Schreibritualen anderer Autoren zu erfahren. Jean-Paul Sartre schrieb zweimal täglich je 3 Stunden, mit Amphetaminen aufgeputscht, die er zärtlich «meine innere Sonne» nannte.

**Marguerite Duras mochte, wie auch meine Lieblingsautorin Patricia Highsmith, die absolute Stille.** Andere schrieben in Cafés oder, wie Brecht, nach der Probe, im Dialog mit seinen Koautorinnen. Was mich angeht, so schreibe ich eigentlich überall und in der Gesellschaft von jedermann. Diese Kolumnen zum Beispiel entstanden unter anderem auf einem schrottrigen Linienschiff auf dem Kivu-See im Ostkongo, auf Linienflügen, in Probenräumen oder – wie diese – auf dem Schulfest meiner beiden Töchter.

**Vor einer halben Stunde spielte meine ältere Tochter** in einem Tierschutz-Stück eine Elefantenretterin. «Es gibt schönere Jobs!», rief sie streng nach Skript, als sie sich auf der Bühne todesmutig einem Elefantenjäger in den Weg stellte, welcher seinerseits auf eine Gruppe mit Rüsseln dekoriert Primarschüler zielte. «Das stimmt, es gibt bessere Jobs», sagte die Lehrerin, die neben mir sass. Nicht blosses Shaming, sondern das Aufzeigen erfüllenderer Job-Optionen für die Bösewichte dieser Welt – da kann sogar ich mir noch was abschauen.

**Nun sitze ich auf einem Fensterbrett am Rand des Pausenplatzes,** und um mich herum toben 100 Kinder. Carolin Emcke erzählte mir beim letzten «Literaturclub», dass sie gern zu Musik schreibt. Ich mag alle Arten Lärm: Die Kolumne vor zwei Wochen schrieb ich in Paris, im Kinder-Technikmuseum, wo ein infernalisches Geheul herrscht.

**Nichts aber fördert mein Schreiben – und ich fürchte,** das ist kein Beweis grosser geistiger Reife – so sehr wie Premierendruck. Erst 5 Minuten vor 12 komme ich so richtig in Fahrt, und nimmt man den Druck von mir, dann verpuffen meine Ideen wie Wasserdampf. Die Schauspieler hassten mich für meine Kürzungen und Umschriften wenige Minuten vor Aufführungen.

**Um zu lachen, braucht man ein Gesicht,** schrieb der russische Dichter Majakowski. Und um zu schreiben, braucht man ein Gegenüber, eine Situation. Auch wenn es nur das Tuckern eines kongolesischen Schiffsmotors oder das Geschrei von Kindern ist.

**Milo Rau** ist Theaterautor, Regisseur und Essayist